

I Das römische Imperium: Eine historische Anomalie

- All right, but apart from the sanitation, the medicine, education, wine, public order, irrigation, roads, a fresh water system, and public health, what have the Romans ever done for us?
 - Brought peace.
 - Oh. Peace? Shut up!
- (Monty Python, *Life of Brian*)

Kurz vor der Zeitenwende schälte sich allmählich eine neue Ordnung aus den Trümmern der römischen Republik. Ab jetzt entschied nicht mehr ein Kollektiv, die Nobilität, über das Schicksal der von Rom gewaltsam unterworfenen Mittelmeerwelt, sondern ein einzelner Mann. Das politische System, das Augustus nach dem Scheitern der Republik formte, erscheint uns als Monarchie, der von Rom beherrschte Raum als Imperium. Monarchie und Imperium sind die Signaturen der Epoche, um die es in diesem Buch geht.

Beide sind Idealtypen im Sinne Max Webers. Sie sind analytische Kategorien und als solche Kopfgeburten des aus der Rückschau ordnenden Historikers, nicht Abbilder von Wirklichkeit. Idealtypen abstrahieren und vereinfachen. Damit stellt sich die Frage, was das Spezifische im Allgemeinen ist. Genau sie stellt dieses Buch: Wie füllten Augustus und seine Nachfolger die römische Variante der Monarchie, den Prinzipat, mit Leben? Und wie funktionierte das Imperium, das sie beherrschten, immerhin 500 Jahre im Westen und 1 500 Jahre im Osten?

Auch Epochen sind Idealtypen. Jedem Versuch, sie einzugrenzen, haftet etwas Willkürliches an. Und oftmals wird erst in der Rückschau

klar, dass etwas Altes zu Ende gegangen ist und etwas neues angefangen hat. Dennoch: Erst ordnend verstehen wir Geschichte. Deshalb ist, Zäsuren zu setzen, unerlässlich. Begann die römische Kaiserzeit mit Caesar, in dessen Händen sich schließlich zum ersten Mal in der römischen Geschichte alle Macht konzentrierte, oder mit Augustus, dem ersten Princeps? Endete die Antike – und mit ihr die Kaiserzeit – mit dem Fall Westroms oder später, vielleicht gar erst mit der Expansion des Islam, wie der belgische Mediävist Henri Pirenne meinte? Überhaupt: Gehört die Spätantike noch zur Kaiserzeit, oder ist es sinnvoll, mit Diokletians Tetrarchie, mit der Konsolidierung des Imperiums nach der Krise des 3. Jahrhunderts und seiner Christianisierung durch Konstantin und seine Nachfolger eine neue Epoche – die Spätantike – beginnen zu lassen? Sollte man am Ende gar, wie einst Edward Gibbon, das römische Imperium erst mit dem Fall Konstantinopels 1453 ausklingen lassen?

Und wann begann die Kaiserzeit? Die Herrschaft der Nobilität, die im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. aus dem Kompromiss der Ständekämpfe erwachsen war, erscheint nur aus der Distanz als monolithische Einheit. Auch sie war beständig im Wandel, und ihre Agonie im letzten Jahrhundert der Republik war weder historische Notwendigkeit noch ein Prozess, der zielgerichtet auf den Ruin der Nobilität hinauslief. War die Nobilität am Ende, als Sulla nach der Diktatur griff? Oder mit dem Machtkartell des sogenannten Ersten Triumvirats, zu dem sich Pompeius, Caesar und Crassus zusammenfanden? War Caesars Diktatur die entscheidende Zäsur, seine Ermordung oder erst Antonius' Ende nach der Schlacht von Actium? Oder begann der Prinzipat überhaupt erst mit Tiberius? War er am Ende eine Ordnung, die erst fertig ausbuchstabiert war, als sie sich im Grunde bereits überlebt hatte, vielleicht gar erst im späten 2. Jahrhundert, während der Herrschaft der Severer?

Für jede dieser Annahmen sprechen plausible Gründe. Diese Gesamtdarstellung der römischen Kaiserzeit entscheidet sich pragmatisch für zwei Daten, die nicht zufällig der Konvention entsprechen, wie sie sich in vielen Jahrzehnten althistorischer Forschung durchgesetzt hat: Sie lässt den Prinzipat 27 v. Chr. beginnen, mit der Rückgabe der Triumviratsgewalt an den Senat und der Übernahme des Augustus-Ti-

tels durch den ersten Princeps; und sie schließt mit der Schlacht an der Milvischen Brücke, mit der das tetrarchische Modell endgültig gescheitert und der Weg des Christentums zur im Reich dominierenden Religion wenn nicht besiegelt, so doch vorgezeichnet war. Weder war der Prinzipat als Ordnung am 16. Januar 27 v. Chr. »fertig«, noch brachen alle Kontinuitäten am 28. Oktober 312 plötzlich ab. Doch stehen beide Daten sinnbildlich für Zäsuren, die buchstäblich epochal waren.

So wichtig wie die Epochengrenzen ist die Frage danach, was die Kaiserzeit als Epoche ausmachte. Ihre primäre Signatur ist, wie der Name sagt, die spezifische Form der Herrschaft, die Augustus begründete. Der Begriff »Kaiserzeit« ist eigentlich irreführend: Zwar leitet »Kaiser« sich von Caesar ab, und Caesar war Namensbestandteil aller römischen Herrscher ab Augustus. Aber mit der Bezeichnung ist ein Herrschaftsmodell verknüpft, das erst auf das Mittelalter zurückgeht und in der Neuzeit noch einmal eine völlige Wandlung erfuhr. Im Gegensatz zu allen späteren Manifestationen bekleideten die römischen Kaiser kein »Amt«.

Weil der Interessenausgleich zwischen Augustus und dem Senat Kompromiss- und im Grunde genommen Improvisationscharakter hatte, war die römische Monarchie staatsrechtlich zunächst nur die Häufung disparater Befugnisse in der Hand des Mannes, der sich Princeps nannte. Von einem rechtlich-formalen Standpunkt gesehen, war der Prinzipat als Monarchie ohne Monarchen eine Anomalie. Aber auch herrschaftssoziologisch wich der Prinzipat von allen bekannten Schemata ab. Er entzieht sich, wie noch zu sehen sein wird, sämtlichen Kategorien der bekannten Weber'schen Typologie. Der römische Princeps schöpfte seine Legitimität weder aus dem Recht, noch aus der Tradition, noch aus zugeschriebenem Charisma. Oder besser: Er schöpfte sie aus allem zugleich, zu unterschiedlichen Anteilen, aber aus keinem allein. Wenn ein Princeps sich oben hielt, dann konnte er das nur, wenn er seine Herrschaft legal, traditional und charismatisch begründete.

Das römische Imperium der Kaiserzeit ist aber noch aus einem zweiten Grund eine historische Anomalie. Imperien sind Antipoden zum Nationalstaat, der uns heute – noch – selbstverständlich erscheint. Nationen sind *imagined communities*: soziale Konstrukte, die allein

aufgrund des Glaubens an gemeinsam geteilte Kultur und Geschichte durch starke symbolische Bindekräfte zusammengehalten werden. Das Modell der »einen und unteilbaren Nation« (*la nation une et indivisible*), wie es die Französische Revolution schuf, setzt maximale kulturelle, sprachliche, ethnische, religiöse und rechtliche Homogenität voraus.

Nichts davon gilt für das Imperium. Es kann mit Heterogenität problemlos umgehen. Imperien besitzen keine gemeinsamen, wenngleich imaginierten Traditionen. Sie kommen gewaltsam zustande, durch Eroberung, und haben weder den Willen noch die Möglichkeiten, den von ihnen beherrschten Raum zu normieren. Kulturell, sprachlich, ethnisch, religiös und rechtlich sind Imperien nicht kompakt, sondern äußerst vielgestaltig – und sie bleiben es auf Dauer. Imperien üben, was Nationalstaaten nicht können, »strukturelle Toleranz«, die nicht mit *laissez faire* verwechselt werden sollte. Zugleich verzichten sie auf die Gleichverteilung ihrer Herrschaft im Raum: Ihre Herrschaftsintensität ist idealtypisch im Zentrum am höchsten und nimmt zur Peripherie hin immer weiter ab, bis sie – in Klientelkönigreichen, Vasallen- und Satellitenstaaten – kaum noch zu spüren ist. Imperien haben deshalb auch keine klar definierte Grenze im Sinne von englisch *border*. Ihre Herrschaft läuft an den Rändern in breiten Grenzsäumen – englisch *frontier* – aus, gestaffelt von direkteren zu immer indirekteren Formen. Nur scheinbar im Widerspruch dazu steht, dass der Herrschaftsanspruch von Imperien in aller Regel global ist: Der Kaiser regiert nicht in diesem oder jenem Land, er ist überall der Kaiser.

Diesen Anspruch erhob auch der erste Princeps. Seine Herrschaft war *imperium sine fine*, wie Vergil im ersten Gesang der Aeneis formulierte: ein Reich ohne Grenze in Zeit oder Raum. Sonst aber entfernte sich das römische Imperium, das seine Existenz tatsächlich nackter Gewalt verdankte, in rasendem Tempo von dem, was ein Imperium ausmachte: Es ließ, durch großzügige Verleihung seines Bürgerrechts, die Grenze zwischen Herrschern und Beherrschten verschwimmen, es entwickelte eine zivilisatorische Sendung, die attraktiv war auch für Kreise, die nicht den Reichseliten angehörten, und es besaß mit dem Mythos ein universelles Koordinatensystem für Identität. Romanisierung lief, anders als modernes *nation-building*, nicht auf totale Homogenisie-

rung, sondern auf komplexe Hybridbildungen überall im Reich hinaus. Aber die Bewohner des Imperiums verstanden sich mit jedem Tag mehr als Angehörige einer Schicksalsgemeinschaft, die Rom zu Dank verpflichtet war.

II Caesar Augustus: Die Wiedergeburt der Republik

Am Morgen des 15. März war der Diktator unschlüssig. Die ganze Nacht hatten ihn Albträume geplagt. Sollte er der Senatssitzung beiwohnen, die im Theater des Pompeius auf dem Marsfeld anberaumt war – ausgerechnet in dem prachtvollen Marmorbau, den sein großer Gegner Pompeius 55 v. Chr. eingeweiht hatte? Seine Frau Calpurnia riet ihm ab; ein eilig hinzugezogener Augur warnte gar: »Hüte dich vor den Iden des März.«¹ Caesar ging dennoch – nachdem Decimus Brutus, einer der Verschwörer, die Bedenken des Augurs als Hokus-pokus abgetan hatte. Als er schon die Stufen zum Theater emporschritt, steckte ihm ein Unbekannter eine Schriftrolle mit einer Warnung zu; Caesar reichte sie achtlos an einen Adlatus weiter. Minuten später war der Diktator tot, durchbohrt von 23 Dolchstichen seiner Mörder.

1 Erbe des Diktators

Was war geschehen? Caesar war, seitdem er in der Schlacht bei Munda 45 v. Chr. den letzten Widerstand der zuvor um Pompeius gescharten optimatischen Opposition gebrochen hatte, unangefochtener Herrscher über die römische Welt. Bereits 46 v. Chr. hatte er sich selbst zum Diktator ernannt, im Februar 44 fügte er dem Titel die Ergänzung *perpetuo* – »auf Dauer« – hinzu. Caesar tat aller Welt kund, dass er zu Lebzeiten von der Allmacht nicht mehr zu lassen gedachte.

In der politischen Tradition der römischen Republik verankert war seine Stellung damit noch nicht. Im Gegenteil: Die Diktatur, ohnehin ein Relikt aus vergangenen Zeiten, war ihrem Wesen nach eine Magistratur mit de-facto-monarchischer Machtvollkommenheit – aber auf Zeit. Die Außerkraftsetzung der zeitlichen Befristung war ein Bruch mit dem Althergebrachten, dem *mos maiorum*, und somit für traditions- und standesbewusste Senatoren eine Ungeheuerlichkeit. Allmählich dämmerte es auch politischen Weggefährten des Diktators – darunter vielen jüngeren Männern, deren Karriere er selbst eifrig befeuert hatte –, dass die Spitzenposition im republikanischen Machtgefüge auf unabsehbare Zeit ein anderer, Caesar eben, besetzen würde. Deshalb schrieben sich etliche von ihnen im Geheimen die Losung republikanischer Freiheit auf die Fahnen: »Freiheit«, das war die wenigstens theoretische Möglichkeit für den Einzelnen, für einen historischen Moment alle anderen an Ehre zu übertreffen. In diesem Ziel konvergierte das Handeln eigentlich so unterschiedlicher Männer wie Gaius Trebonius, Gaius Cassius Longinus, Marcus Iunius Brutus und Decimus Brutus, die sich alle durch Caesar in ihren aristokratischen Begriffen von Würde, Ehre und Rang – lateinisch *dignitas* – herausgefordert sahen.

Das Freiheitsprojekt der Caesarmörder war bereits in den Minuten, da Caesar erkaltend auf dem Marmorfußboden des Pompeius-Theaters lag, auf ganzer Linie gescheitert. Hals über Kopf flüchteten sie aus dem Theater, in dem die schicksalhafte Senatssitzung stattgefunden hatte, auf das Kapitol; unterdessen ließ Lepidus, ein alter Gefolgsmann Caesars, auf dem Forum Romanum Soldaten aufmarschieren. Statt selbst das Heft des Handelns an sich zu reißen, überließen Brutus, Cassius, Decimus Brutus und ihre Mitverschworenen dem Konsul Marcus Antonius die Initiative, den sie, ihr schwerster politischer Fehler, am Leben ließen. Gegen die Zusicherung von Straffreiheit handelten sie mit Antonius aus, dass die politischen Maßnahmen des Diktators, die sogenannten *acta Caesaris*, darunter viele Personalentscheidungen, Bestand haben sollten; außerdem sollte sein Testament verlesen, Caesar ordnungsgemäß bestattet werden. Prompt wurde der verblichene Diktator von der Volksmasse, die aus seinem Erbe großzügige Geldzuwendungen erhielt, frenetisch gefeiert, als sich am 20. März der Trauerzug

durch Rom bewegte und sein Leichnam feierlich verbrannt wurde. Für den Plan der Caesarmörder, die alte Republik wiederherzustellen, verhielt sich das nichts Gutes.²

Antonius war der neue starke Mann Roms, und kein Weg schien an ihm vorbeizuführen, wenn man sich die Frage stellte, wer Caesars Nachfolge antreten sollte. Ihm gehorchten die Soldaten, ihm folgten die Veteranen, ihm jubelte die römische Plebs zu, mit ihm konnten sich auch – und vor allem – die im Senat inzwischen zahlreich vertretenen Caesarianer arrangieren, die er mit seinem militärischen Charisma um Haupteslänge überragte und deren Frontmann er folglich war. Geschickt hatte er die – wohl mindestens teilweise von ihm gefälschten – *acta Caesaris* dazu benutzt, sich die Loyalität einflussreicher Persönlichkeiten zu sichern. 83 v. Chr. geboren, befand sich der noch nicht 40-jährige im Zenit seines politischen Erfolgs, nachdem er die Krise unmittelbar nach Caesars Ermordung gemeistert hatte.

Freilich war da noch Caesars Testament, und mit ihm kam ein Akteur in die römische Politik, mit dem Antonius wohl am wenigsten gerechnet hatte: Per testamentarischer Verfügung hatte der Diktator, der keinen legitimen Sohn besaß, die postume Adoption seines Großneffen Gaius Octavius verfügt, des Sohnes seiner Nichte Atia. Der junge Gaius, gerade 18-jährig, hielt sich im Frühjahr 44 im epirotischen Apollonia auf, wo er sich Caesars Heer anschließen sollte, dessen Aufbruch zum geplanten Partherfeldzug unmittelbar bevorstand, als Caesar im März ermordet wurde. Kaum hatte die Nachricht von Caesars Ermordung Apollonia erreicht, schiffte sich der junge Mann nach Italien ein. Noch auf der Reise kam ihm zu Ohren, dass er der Erbe war und dass Caesar ihn adoptiert hatte. Außer der Tatsache, dass er nun Caesars Sohn war, hatte Gaius nichts vorzuweisen, was ihn für eine führende Rolle in Rom qualifizierte. Wie konnte er das kolossale Erbe des Diktators antreten? Andererseits: Wie konnte er es ausschlagen? Allein seine Berücksichtigung im Testament machte Gaius für die Mächtigen der römischen Politik zu einem Unsicherheitsfaktor. Früher oder später hätte man ihn beseitigt.³

Soviel war auch Gaius klar. Kaum in Italien angekommen, nahm er die Adoption an und nannte sich fortan, wie der Diktator, Gaius Iulius Caesar. Schnell streckte er seine Fühler zu Persönlichkeiten aus, deren

Wort in Rom Gewicht hatte: zu Cicero vor allem, den Caesar politisch kaltgestellt hatte und der jetzt die Chance witterte, auf die politische Bühne zurückzukehren. Als unliebsamen Konkurrenten nahm den jungen Caesar hingegen Antonius wahr. Im Herbst spitzte sich der Konflikt zwischen den beiden Exponenten der Caesar-Partei soweit zu, dass Legionen gegeneinander in Marsch gesetzt wurden. Hätten die Soldaten nicht den Gehorsam verweigert, wäre der Bürgerkrieg ausgebrochen. Schon meinte die Senatsmehrheit um Cicero, in dem jungen Caesar über einen willfährigen, leicht lenkbaren Bundesgenossen zu verfügen, da vollführte der eine halbrecherische Volte und schloss einen Pakt mit Antonius. Formal ratifiziert wurde das Bündnis, das der alte Caesar-Gefolgsmann Lepidus zum Triumvirat erweiterte, Ende Oktober 43 v. Chr. Gestützt auf ein Ermächtigungsgesetz, die *lex Titia*, konnten die drei Männer in dem Gebilde, das von der Republik noch übrig war, frei schalten und walten. Als erstes rächten sie sich an ihren Gegnern: Die neue Proskriptionswelle kostete 300 Senatoren und über 2 000 Ritter das Leben. Eines der ersten Opfer war der standhafte Republikaner Cicero.

Unterdessen hatten die Caesarmörder einer nach dem anderen die Flucht ergriffen. Brutus und Cassius setzten sich in den Osten ab, wo sie ihre Kräfte neuformierten und Geld für die Kriegskasse sammelten. Im Spätsommer 42 v. Chr. setzten sie mit einer ansehnlichen Armee über den Hellespont, ihr Ziel: Italien. Bei dem makedonischen Ort Philippi trafen sie auf das von Antonius und dem jungen Caesar kommandierte Heer; aus der Doppelschlacht, die im Herbst 42 entbrannte, gingen die Triumvirn als Sieger hervor: Die römische Welt gehörte Antonius und dem jungen Caesar; Lepidus wurde immer mehr an den Rand gedrängt und schließlich 36 v. Chr. ganz entmachtet. Von der Machtfülle aus der Erbmasse des ermordeten Diktators Caesar blieb ihm nur das Amt des Pontifex maximus, als der er dem höchsten Priesterkollegium vorstand. Da hatte Caesars Adoptivsohn schon seinen Vornamen Gaius abgelegt und sich stattdessen »Imperator« genannt.

Auch die Allianz zwischen Antonius, der die Osthälfte des Reiches beherrschte, und dem jungen Caesar, dessen Domäne der Westen war, konnte nur ein Bündnis auf Zeit sein. Eine Machtteilung auf Dauer kam für keinen der beiden Protagonisten in Frage. Schon 40 v. Chr.

war ihr Verhältnis soweit zerrüttet, dass es fast zum Krieg gekommen wäre. Das Klima im Triumvirat verschlechterte sich weiter, nachdem Antonius Anfang 35 v. Chr. die Ehe mit Octavia, der Schwester des Imperators, aufgekündigt und eine Partnerschaft mit der ägyptischen Königin Kleopatra eingegangen war, der er politisch weitreichende Zugeständnisse machte. Mit diesem Verhalten lieferte Antonius seinem Widersacher den willkommenen Vorwand, die Kriegsfanfaren zu blasen. Der junge Caesar, dessen Adoptivvater bereits 42 v. Chr. unter die Götter erhoben worden war und der sich seither *Divi filius*, Sohn des Vergöttlichten, nannte, ließ ganz Italien einen Eid auf seine Person ablegen und sich so das Mandat für die bevorstehende finale Auseinandersetzung mit Antonius geben: Im Spätsommer 31 v. Chr. prallten die Flottenverbände der verfeindeten Ex-Triumvirn vor der nordwestgriechischen Küste bei Actium frontal aufeinander. Die Konfrontation endete für Antonius und Kleopatra mit totaler Niederlage. Beide flohen nach Ägypten, wo sie sich 30 v. Chr. den Tod gaben. Wie anderthalb Jahrzehnte zuvor der Diktator Caesar, so herrschte jetzt sein Adoptivsohn allein über die römische Welt. Und genau wie der ältere stand jetzt der junge Caesar vor dem Problem, seiner Allmacht Legitimität und Dauer zu verleihen – kurz: sie in Herrschaft zu überführen.

2 Erster Mann

Der Sieger von Actium feierte seinen Sieg ausgiebig: Die Römer wurden im August 29 v. Chr. Zeugen eines dreifachen Triumphzugs durch ihre Stadt; zugleich begann der Dichter Vergil sein dem jungen Caesar als neuem Gründer Roms huldigendes Nationalepos *Aeneis*. Im Jahr darauf bekleidete der junge Caesar, wie schon in den vorangegangenen Jahren, den Konsulat – es war sein sechster. Die – seit den Tagen des alten Marius – präzedenzlose Aneinanderreihung höchster Ämter offenbarte das Dilemma, in dem sich der allein übrig gebliebene Machthaber befand. Von der Macht lassen durfte er nicht, indes: sie demons-